



Manfred Kappeler

Sprachkritik in der Sozialen Arbeit

Manche Sprachforscher haben die auf den ersten Blick so plausibel erscheinende uralte Sichtweise, dass Denken dem Sprechen vorgelagert sei, übernommen: Danach erfolgt die entscheidende Weichenstellung im Denken, dass sich dann im gesprochenen bzw. geschriebenen Wort, in der Form „meiner Sprache“ äußert und sich schließlich in meinem Handeln materialisiert. Linguisten bezeichneten diese Ableitungsschemata als Ausdruck einer naiven mechanistischen Sichtweise: Nicht auf die Selbstverständlichkeit, dass Denken sich im Sprechen und Schreiben, in „Worten“, äußert komme es an. Das sei nur der Modus der Weitergabe dessen, was in Gedanken/im Denken als Vor-Gedachtes schon formuliert sei und nur noch geäußert, also gesagt bzw. geschrieben werden müsse, sondern darauf, dass mein Sprechen und meine Sprache, schon in den Gedanken/in das Denken selbst eingehe, seinen Inhalt und seine Form mitbestimme.

Dem schließe ich mich an und versuche den Zusammenhang von Denken/Gedanken, Sprache/Sprechen und Handeln dialektisch weiterzudenken. M.E. handelt es sich um ein Verhältnis gegenseitigen vielfältigen Durchdringens, das nicht auflösbar ist, das ich nicht willentlich hergestellt habe und dem ich mithin nicht entgehen kann. Ich muss diesem „Geschehen“ aber nicht als einem unbegreifbaren ausgeliefert sein. In dem Maße, wie mir diese Dialektik nicht nur theoretisch-abstrakt bewusst, sondern in meinem alltäglichen Sprechen gewusst ist, habe ich die Chance, die Wirkungen meiner Sprache/meines Sprechens auf mein Denken und Handeln, zu erkennen, zu reflektieren und zu kontrollieren. Weil diese Möglichkeit besteht, bin ich für mein Sprechen verantwortlich.

Auf dieser Grundannahme beruht die Entscheidung zu diesem Themenheft der „Widersprüche“. Wären Sprache und Sprechen nicht die Hauptformen sozialarbeiterischen Handelns und wären diese unabhängig vom Denken und Handeln, wäre jedes sprachkritische Nachdenken darüber müßige Gedankenspielererei.

Die Dialektik ist keine „Methode“, die man einfach erlernen oder sich abstrakt aus einem Lehrbuch aneignen könnte. „Daß Dialektik keine von ihrem Gegen-

stand unabhängige Methode ist, verhindert ihre Darstellung als ein Für sich, wie das deduktive System es gestattet. Dem Kriterium der Definition willfahrt sie nicht, sie kritisiert es“, schrieb Adorno.¹ Und weiter: Dialektische Kritik richte sich in erster Linie gegen Verdinglichung und unreflektierte Faktizität. Aber gerade „im Kritisieren“ dürfe sie nicht selbst unflexibel werden, indem sie „sinnlich nicht verifizierbare Begriffe wie Gesellschaft oder Kollektivität“ ihrerseits verdingliche.“

Die Vermittlung des Denkens zum Handeln, schon seine Repräsentanz im Bewusstsein, erfolgt durch die Sprache und in der Sprache. Karl Marx schrieb zur Einheit von Denken und Sprechen:

„Die unmittelbare Wirklichkeit des Gedankens ist die Sprache. Wie die Philosophen das Denken verselbständigt haben, so mußten sie die Sprache zu einem eigenen Reich verselbständigen. Dies ist das Geheimnis der philosophischen Sprache, worin die Gedanken als Worte einen eigenen Inhalt haben. Das Problem aus der Welt der Gedanken, in die wirkliche Welt herabzusteigen, verwandelt sich in das Problem, aus der Sprache ins Leben herabzusteigen.“²

Mein Denken ist, bevor es zur sprachlichen Artikulation kommt, bereits ein stummes Selbstgespräch. Mein Denken und Sprechen bilden aber kein „eigenes Reich“ für sich. Sie sind, so Marx, „nur Äußerungen des wirklichen Lebens“.³

Hannah Arendt hat sich in ihrem Buch „Vita activa oder vom tätigen Leben“⁴ mit dem Zusammenhang von Sprache/Sprechen und Handeln befasst. Ihre zentrale These dazu lautet: „Wortloses Handeln gibt es streng genommen überhaupt nicht, weil es ein Handeln ohne Handelnde wäre“.⁵ Durch das gesprochene Wort füge „sich die Tat in einen Bedeutungszusammenhang.“ Die Funktion des Sprechens sei aber nicht „zu erklären, was getan wurde“, sondern das Wort identifiziere den Sprecher als Täter und verkünde, „daß er es ist, der handelt, nämlich jemand, der sich auf andere Taten und Entschlüsse berufen kann und

1 Adorno, Theodor. W., 1969, in: Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie, S15, Neuwied und Berlin.

2 Marx 1932, a.a.O., S. 476.

3 Ebenda.

4 Arendt Hannah, 1998, Vita activa oder vom tätigen Leben“, München. US-amerikanische Erstausgabe Chicago 1958 mit dem Titel „The Human Condition“, 1. deutsche Ausgabe 1960. In ihrem Essay „Freiheit und Politik“ in dem Sammelband „Erziehung zur Freiheit“, Hrsg. Albert Hunold, Erlenbach-Zürich 1959, hatte Hannah Arendt die Grundgedanken aus „The Human Condition“, angewandt auf Erziehung als Handeln, bereits vor „Vita activa“ in deutscher Sprache formuliert und veröffentlicht.

5 Die Auslassungen sind in den Satz eingebaute Bezugnahmen/Wort-Zitate auf die Ilias IX/445 in alt-griechischer Sprache.

sagen, was er weiterhin zu tun beabsichtigt. Es gibt keine menschliche Verrichtung, welche des Wortes in dem gleichen Maße bedarf wie das Handeln.“⁶ Das gilt potenziert in allen jenen Berufen, in denen Sprechen und Handeln weitgehend identisch sind; in denen Handeln hauptsächlich als Sprechen und Hören in der spontanen Kommunikation mit anderen Hörenden und Sprechenden realisiert wird.⁷ Zur Kommunikation gehört das Schweigen ebenso wie das Sprechen und das Hören. Wie die Worte habe auch das Schweigen „Mitteilungscharakter“, schreibt Watzlawick.⁸ Von einer „Rhetorik des Schweigens“ spricht Nibbrig und bezeichnet das Schweigen als „Schatten“ der Sprache: „Schweigen kann vieles sein: Indiz von Einverständnis sowohl wie von völligem Mißverstehen, Ausdruck der Kommunikationsverweigerung sowohl wie Modus der Ansprechbarkeit und des Vernehmens. In jedem Fall aber ist es, in den verschiedensten Erscheinungsweisen eine Mitteilungsform.“⁹ Der Autor verlangt „Aufmerksamkeit auf das, was vor, während und nach der Rede ungesagt wirksam ist.“¹⁰ In der beruflichen Kommunikation fällt es denen, deren Handeln hauptsächlich Sprechen und Hören ist schwer, das Schweigen des angesprochenen Gegenüber zu ertragen, nicht darüber hinwegzureden, auf es zu hören, um es (vielleicht) verstehen zu können.

Weil ihr Sprechen Handeln ist und sie mit diesem Handeln in das Leben von Menschen eingreifen, die so oder so auf ihr Handeln verwiesen sind, haben die Professionellen Sozialer Arbeit eine besondere Verantwortung für ihre Sprache/ ihr Sprechen. Dabei gilt es zu bedenken, dass wir uns nicht und nie als vereinzelte Individuen in der Sozialen Arbeit bewegen. Das gilt selbst dann, wenn jemand sich noch so „auf sich zurückgeworfen“, „allein gelassen“, „im Stich gelassen“ (von KollegInnen und Vorgesetzten, manches Mal auch von „KlientInnen) fühlen mag. Hannah Arendt schreibt dazu: „Handeln und Sprechen bewegen sich in dem Bereich, der zwischen Menschen qua Menschen liegt, sie richten sich unmittelbar an die Mitwelt, in der sie die jeweils Handelnden und Sprechenden [...] zum Vorschein und ins Spiel bringen.“¹¹ Überall, wo „menschliche Angelegenheiten

6 Arendt 1998, a.a.O., S. 218.

7 Auf die weiter führenden Hinweise Arendts zur Bedeutung von Sprache/Sprechen in der Sozialen Arbeit gehe ich weiter unten ein.

8 Watzlawick, Paul, et al., 1974, Menschliche Kommunikation, Formen, Störungen, Paradoxien, Bern/Stuttgart/Wien, S. 51.

9 Nibbrig, Christian L. Hart, Rhetorik des Schweigens – Versuch über den Schatten literarischer Rede, Frankfurt/M., S. 40f.

10 Ebenda.

11 Arendt, 1998, S. 224ff.

vor sich gehen“, bilde sich ein Bezugssystem, so Arendt, „mit zahllosen, einander widersprechenden Absichten und Zwecken, die in ihm zur Geltung kommen“ und immer schon da waren, „bevor das Handeln überhaupt zum Zuge kommt“, so dass der Handelnde seine Ziele kaum jemals „in Reinheit“ verwirklichen könne. Das ist von Arendt nicht resignativ gedacht, denn Handeln bestehe darin, „den eigenen Faden in ein Gewebe zu schlagen, das man nicht selbst gemacht hat.“¹² In unserem Fall ist das „Gewebe“ die Soziale Arbeit, die von jedem heute in ihr Arbeitenden in ihrer historisch-gesellschaftlich bestimmten Form vorgefunden wird. Ob es mir gelingt, dieses „Gewebe“ zu verändern, hängt einerseits von seiner „Härte“, dem Grad seiner „Verdinglichung“ ab, andererseits von meiner mit der Metapher des „Fadens“ bezeichneten Absicht, ihrer inhaltlichen Bestimmtheit und der Kraft ab, mit der ich auf das „Gewebe“ einwirken kann. Diese Kraft kann ich nicht alleine aufbringen. Sie kann nur in der Verständigung über das Zu-Verändernde mit anderen und in der Ermächtigung durch gemeinsames politisches Handeln entstehen, auf das Arendts Denken in ihren hier zitierten Schriften ausgerichtet ist.¹³ Sehr viel radikaler als Hannah Arendt hat Herbert Marcuse, ihr Kollege an der New School for Social Research in New York, im Kontext der 68er Revolte über Sprache als politisches Handeln geschrieben:

„Politische Linguistik ist ein Schutzpanzer des Establishments. Wenn die radikale Opposition ihre eigene Sprache entwickelt, protestiert sie spontan und unterbewußt gegen eine der wirksamsten ‚Geheimwaffen‘ von Herrschaft und Verleumdung. Die herrschende Sprache von Gesetz und Ordnung, die von den Gerichtshöfen und der Polizei für gültig erklärt wird, ist nicht nur die Stimme, sondern auch die Tat der Unterdrückung. Die Sprache definiert und verdammt den Feind nicht nur, sie erzeugt ihn auch.“¹⁴

Und zwar so, „wie er sein muß“, um ihn diffamieren und verfolgen zu können, um alles, was er sagt als böswillige „Propaganda“ abtun zu können. Es handele sich um eine „sprachliche Diffamierung a priori“, die „den Feind als ‚Untermenschen‘ der

12 Ebenda.

13 Vgl. dazu Kappeler, Manfred, Machtprozesse und Ermächtigung in der öffentlichen Erziehung, in: Forum Erziehungshilfe, 21. Jahrgang 2015, Heft 5, S. 260ff. und S. 309ff. Dazu auch Weber, Joachim, Begeisterung für die Macht als politische Grundhaltung – Ein Gegenentwurf zur deutschen Rezeption von Empowerment, in: Widersprüche, Heft 112, S. 7ff. sowie: Ders., 2014, Soziale Arbeit aus Überzeugung – Ethische Perspektiven auf sozialpädagogische Praxis, Opladen und: Ders., Freiheit als soziales Ereignis. Hannah Arendt sozialpädagogisch gelesen, in: Widersprüche, 36. Jahrgang 2016, Heft 142, S. 13ff.

14 Marcuse, Herbert, 1969, Versuch über die Befreiung, Frankfurt/M., S. 110ff.

Routine der Alltagssprache“ einverleibe. Sie sei Ausdruck der strukturellen Gewalt kapitalistischer Gesellschaften, „akkumulierte Aggressivität, die das Geschäftsleben aller Zweige des korporativen Kapitalismus antreibt“, legale Aggression, die nur durch Aktion, zu der auch die selbstbestimmte Sprache der Rebellion gehört, überwunden werden könne. Der Grad der erreichten Veränderungen der gesellschaftlichen Verhältnisse, werde „durch die Entwicklung einer anderen Sprache“ angezeigt: „Der Bruch mit dem Kontinuum der Herrschaft muß ebenso ein Bruch mit deren Vokabular sein.“¹⁵

Sprachkritik als eine Praxis kritischer Sozialer Arbeit

Bewusst ist im Titel dieses Heftes nicht von der Sprache und von dem Sprechen in der Sozialen Arbeit die Rede und, genau genommen, dürfte es auch nicht in „der“ Sozialen Arbeit heißen. Dass es die allenthalben sprachlich unterstellte Einheit des gesellschaftlichen Gebildes, das wir Soziale Arbeit nennen, nicht gibt, m.E. nicht geben kann, habe ich an anderer Stelle zu begründen versucht.¹⁶

Adorno hat in seiner Kritik der empirischen Sozialforschung davor gewarnt, mit der naiven Konstruktion eines Ganzen aus seinen Teilen, statt einen „Begriff“ lediglich ein verdinglichtes Abbild von ihm zu bekommen. „Zentrale, aber nicht sinnlich verifizierbare Begriffe wie Gesellschaft oder Kollektivität“ sollten nicht „naiv realistisch als Ansichseiendes“ gesetzt und damit fixiert werden. Mit der umstandslosen Rede von der Sozialen Arbeit beteiligen wir uns m.E. gegen unsere eigene kritische Intention an einer solchen „Fixierung“. Auf den Begriff „Soziale Arbeit“ können wir freilich nicht verzichten oder ihn durch einen anderen beliebig ersetzen. Wie „Gesellschaft“ ist er m.E. ein „Funktionsbegriff“, der „mehr die Verhältnisse zwischen seinen Elementen und die Gesetzmäßigkeiten solcher Verhältnisse bezeichnet als die Elemente oder die bloßen Deskriptionen. Es ist im „alltäglichen“ Denken, Sprechen und Handeln allerdings sehr schwer, der Versuchung der Vereinfachung zu entgehen, die in der „Auflösung“ der Dialektik von Allgemeinem und Besonderen in die eine oder die andere Richtung besteht

15 Ebenda. Welche Schwierigkeiten Marcuse auf dem Weg zu einer „neuen Sprache“ sah und welche Ansätze einer solchen er in der 68er Revolte zu erkennen glaubte, beschrieb er in dem Essay „Die neue Sensibilität“, a.a.O. S. 43ff.

16 Vgl. dazu Kappeler, Manfred, Von der Unmöglichkeit einer Identität der Sozialen Arbeit, in: Hans Thiersch/Rainer Treptow (Hrsg.), 2011, Zur Identität der Sozialen Arbeit – Positionen und Differenzen in Theorie und Praxis, Sonderheft 10 der Zeitschrift neue praxis, S. 14.

und zur „Hypostasierung“ entweder der Gesellschaft oder des je Konkreten führen würde. Vielleicht können wir einen nicht verdinglichten „Begriff“ von Sozialer Arbeit gewinnen, wenn wir sie wie die Kritische Theorie den Begriff „Gesellschaft“ nicht als Substanz-, sondern als Funktionsbegriff fassen. Aus der „Einsicht“ in die Verhältnisse ihrer konkret beschreibbaren „Elemente“ zueinander (Organisationen und Institutionen, Arbeitsfelder, Professionelle, Adressaten, rechtliche und finanzielle Rahmenbedingungen etc.) können wir ihre spezifische Dialektik von „Allgemeinem und Besonderem“ m.E. untersuchen und die aus ihren Veränderungen resultierende Dynamik verstehen, um vielleicht bewusst und gezielt in sie eingreifen zu können. Wahrscheinlich ist das Problem, diesen komplizierten Sachverhalt im alltäglichen Reden und Schreiben immer zutreffend zu formulieren, sprachlich aber nicht zu lösen, und so werde ich in diesem Text weiterhin „die“ Sozialen Arbeit mit einem bestimmten Artikel benennen.

Kritik von Sprache und Sprechen als eine (selbst)kritische Praxis kritischer Sozialer Arbeit muss ihren Kritik-Begriff offenlegen. Weil das hier aus Platzgründen nicht geschehen kann, verweise ich auf die ausführlichen Beiträge zum Kritik-Begriff in dem Sammelband „Kritik der Sozialen Arbeit – kritische Soziale Arbeit“¹⁷ und auf die Beiträge von Alex Demirović und Katja Lange in demselben Band. Hier sei nur angemerkt, dass ideologiekritische Sprachkritik nicht mit „kritischer Diskursanalyse“ identisch ist, wohl aber ein Teil von ihr sein kann (siehe unten). Ihr Gegenstand ist auch nicht Kritik Sozialer Arbeit bzw. Selbstkritik kritischer Sozialer Arbeit im Ganzen, sondern „nur“ die Kritik eines Segmentes: der in ihr von einem Teil ihrer Akteure, von Professionellen – gesprochenen und geschriebenen Sprache. Es geht dabei um den Gebrauch der Sprache als „geschriebenes Wort“ in von Professionellen (in Theorie und Praxis) geschriebenen „Aufzeichnungen“ aller Art (Berichte, Protokolle, Notizen, Gutachten, Konzepte etc., die in Akten über Personen, Maßnahmen, Arbeits- und Verwaltungsabläufe, Ereignisse, Verhältnisse etc. gesammelt und aufbewahrt werden, aber auch um theoretische bzw. wissenschaftliche Texte) und um das „gesprochene Wort“ (als Anrede, als Teil situativer Kommunikation und als Rede, z.B. in der Form von Ansprachen und Vorträgen). Sprachkritik bezieht sich also auf Sprache und Sprechen als Handeln in beruflichen Konstellationen, und Funktionen. Die Settings können von Face to Face bis hin zu einer großen, in Umfang und Reichweite nicht festgelegten Öffentlichkeit reichen.

17 Anhorn, Roland, Bettinger, Frank, Horlacher, Cornelius, Rathgeb, Kerstin (Hrsg.), 2012, Wiesbaden.

Zwischenfrage

Aber welche Sprache schreiben und sprechen Professionelle dort, wo Soziale Arbeit geschieht? Diese Frage wird in „Profession und Disziplin“ nicht für wichtig gehalten und darum kaum gestellt. Der Sozialpädagoge Fritz Klatt schrieb 1960.

„Was ist für uns heute unsere Sprache? [...] Diese Frage wird in vielen, die sie hören, zunächst die Gegenfrage auftauchen lassen, ob nicht anderes wichtiger wäre, als ein Nachdenken über unsere Sprache. Wer im täglichen Leben steht, seinen Beruf ausübt, warum soll er über unsere Sprache besonders nachdenken? – Er spricht sie eben. [...] Er versteht auch bald die Fachausdrücke in seinem Arbeitsbereich. Wer tüchtig ist, weiß im gegebenen Augenblick, was er zu sagen hat.“¹⁸

An dieser Haltung hat sich in der Sozialen Arbeit trotz aller Betonung von „Selbstreflexivität“ bis heute kaum etwas geändert. Klatt stellte diese Gleichgültigkeit gegenüber der eigenen Sprache, dem eigenen Sprechen in Frage:

„Ist es wirklich so? Vielleicht wird in der Umkehrung deutlicher, wie dringend die Frage nach der Bedeutung unserer Sprache ist. Wissen wir auch immer, wo wir nichts zu sagen haben? Wo wir uns unbedingt schweigend verhalten müssen? Wo wir nur zuhören und nichts zu tun haben? Weiterhin: Wissen wir, wie wir Worte, die uns zunächst ganz unverständlich, ungewohnt und fern dem alltäglichen Gebrauch scheinen [...] – wissen wir, wie wir diese Worte richtig aufnehmen, also vernehmen sollen?“¹⁹

Über den „Alltagsgebrauch“ unserer Sprache müsse man nicht nachdenken, sei die gängige Auffassung, weil wir in sie hineinwachsen. Auf „Profession und Disziplin“ Sozialer Arbeit übertragen würde das heißen: Sprachkritik sei keine Sache des beruflichen Alltagshandelns und seiner Umgangssprache, sondern eine der Wissenschaft, die sich den Luxus ja erlauben könne, über ihre Sprache nachzudenken, aber nicht „von oben herab“ die Sprache/das Sprechen von „PraktikerInnen“ bewerten solle. Würde die „Disziplin“ eine solche Sprachkritik betreiben, wäre die Kritik daran berechtigt. Aber sie beschäftigt sich ebenso wenig wie die „Profession“ weder mit ihrer „Wissenschaftssprache“ noch mit der „Alltagssprache“ Sozialer Arbeit. Und – gelingen könnte eine selbstreflexive sprachkritische Praxis nur, wenn sie von Angehörigen beider „Sektoren“ Sozialer Arbeit zusammen geübt würde, die zwar unterschiedliche, dem Anspruch nach aber aufeinander bezogene „Praxis“ betreiben.

18 Klatt, Fritz, 1969, Sprache und Verantwortung, Köln und München, S. 91f.

19 Ebenda.

Vom „Wort“ zum „Begriff“ oder „Wort und Begriff“

Trotz aller Veränderungen bleibt in den „lebenden“ Einzelsprachen, wie der deutschen, der weitaus größere Teil des historisch überlieferten „Wortschatzes“ aktiv. Allerdings ändert sich die „Bedeutung“ vieler beibehaltener Worte. Besonders solcher, die wegen ihrer schon immer großen Bedeutung ein ganzes „Wortumfeld“ gebildet haben und zu „Begriffen“ geworden sind. Diesen Verdichtungsvorgang vom „Wort“ zum „Begriff“ beschreibt Reinhart Koselleck in der Einleitung zu dem großartigen „Historischen Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland“ folgendermaßen:

„Der Übergang mag gleitend sein, denn beide, Worte und Begriffe, sind immer mehrdeutig, (auch wenn sie als „eindeutig“ gebraucht werden sollen bzw. mit ihnen „Eindeutigkeit“ behauptet oder suggeriert wird, M.K.), was ihr geschichtliche Qualität ausmacht, aber sie sind es auf verschiedene Weise. Die Bedeutung eines Wortes verweist immer auf das Bedeutete, sei es ein Gedanke, sei es eine Sache. Dabei haften die Bedeutungen zwar am Wort, aber sie speist sich ebenso aus dem gedanklich intendierten Inhalt, aus dem gesprochenen oder geschriebenen Kontext, aus der gesellschaftlichen Situation [...]. Der Begriff haftet zwar am Wort, ist aber zugleich mehr als das Wort. Ein Wort wird [...] zum Begriff, wenn die Fülle eines politisch-sozialen Bedeutungszusammenhangs, in dem – und für den – ein Wort gebraucht wird, insgesamt in das eine Wort eingeht. [...] Begriffe sind also Konzentrate vieler Bedeutungsgehalte [...]. Ein Wort enthält Bedeutungsmöglichkeiten, der Begriff vereinigt in sich Bedeutungsfülle.“²⁰

Ein solches zum Begriff gewordenes Wort ist z.B. „Familie“. In der Sozialen Arbeit, besonders in der Kinder- und Jugendhilfe ging es schon immer um Familie und Familien. Aktuell hat eine bestimmte Bedeutung von Familie, nämlich die von Geborgenheit, Schutz, Vertrauen und Vertrautheit, in der „familienanalogen“ Ausrichtung von „Maßnahmen“ der Kinder- und Jugendhilfe, die gerade wieder einmal, „angesagt“ ist, Konjunktur. Mit dem Wort/Begriff „Familie“ waren und sind unterschiedliche, einander sogar widersprechende Bedeutungen verbunden, über die um die sog. Deutungshoheit, auch mittels „empirischer Sozialforschung“, gestritten wird. So wird beispielsweise die vom Familienministerium derzeit betriebene Ausrichtung der Kinder- und Jugendhilfe am „Modell“ der Familie als „Familialisierung“ kritisiert. Solche Auseinandersetzungen sind nicht lediglich ein „Streit um Worte“, sondern Diskurse, in denen es immer um sehr viel mehr geht als

20 Brunner, Otto, Conze, Werner, Koselleck, Reinhart (Hrsg.), 2004, *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. (8 Bände), Band 1, S. XXII f.

um eine Kritik an einzelnen in ihnen gebrauchte Worten/Begriffen.²¹ Sprachkritik kann von Diskursanalysen also ein Teil sein. Ein Beispiel dafür ist der in der Analyse des gesellschaftlichen Diskurses über Sexuelle Gewalt stattfindende sprachkritische Streit darüber, ob die Kindern angetanen sexuellen Gewalthandlungen zutreffender als „Missbrauch“ oder als „Sexuelle Gewalt“ bezeichnet werden sollen.²²

Wiederholung der „Zwischenfrage“ und Versuch, sie zu beantworten

Nach all diesen ins Allgemeine und Grundsätzliche gehenden Überlegungen zur Sprachkritik, stellt sich schließlich wieder die Frage: Welche Sprache sprechen und schreiben die in der Sozialen Arbeit berufstätigen Frauen und Männer, die Professionellen?

Auf der Grundlage der im Prozess der Sprachsozialisation erworbenen „Einzelsprache“ (Deutsch als Muttersprache) kommt es bei den sie sprechenden Individuen zu allen möglichen Ausdifferenzierungen wie „Familiensprache“, subkulturelle Sprachen diverser Gruppen, die „Sprache der Diplomatie“, des Bildungsbürgertums, die Sprache des „Mobs“ bzw. der „Straße“, zu sog. Jargons aller möglichen Schattierungen etc. und zu sog. Fachsprachen, die sich von der Alltags- bzw. Umgangssprache unterscheiden.

Das Spezifische einer Fachsprache, heißt es, sei eine diesem bestimmten Beruf bzw. dieser bestimmten Profession eigene, von ihm/ihr in einem historischen Prozess hervorgebrachte und den aktuellen Anforderungen immer wieder angepasste „Terminologie“. Die klassischen Handwerksberufe hatten (und haben?) aber keine „Terminologie“, sondern eine ihr Handwerk gut, d.h. ziemlich genau beschreibende Sprache. Ich sprach als Bäckergeselle in der Backstube ganz sicher nicht in einer „Bäcker-Terminologie“, sondern verständigte mich mit den anderen Gesellen und dem Bäckermeister in der Handwerkssprache der Bäcker, in der ich auch Nicht-BäckerInnen ganz gut erklären konnte, wie die Herstellung von „Backwaren“, meine Arbeit, funktionierte und was dabei am Ende für Produkte herauskamen. Später, als Wohlfahrtspfleger/Sozialarbeiter gehörte ich anfangs

21 Vgl. dazu genauer Lange, Antje, *Diskursanalyse und Kritik (nicht nur) Sozialer Arbeit*, in: Anhorn et al., 2013, und Kessl, Fabian, *Diskursanalytische Vorgehensweisen*, in: Oelerich, G., Otto, H.-U. (Hrsg.), 2011, *Empirische Forschung und Soziale Arbeit*. Ein Studienbuch, Wiesbaden.

22 Vgl. dazu Kappeler, Manfred, 2011, *Anvertraut und ausgeliefert – Sexuelle Gewalt in pädagogischen Einrichtungen*, S. 7ff.

(um 1960) in meinem Selbstverständnis auch noch einem „Beruf“ an und rückblickend würde ich sagen, dass meine damalige Umgangssprache, angereichert mit ein paar nicht allzu komplexen „Begriffen“, hinreichte, Nicht-SozialarbeiterInnen zu erklären, worin meine soziale Arbeit einschließlich ihrer Ziele bestand. Zwischen der Handwerksprache der Bäcker und der des „Dienstleistungsberufes“ Sozialarbeit/Sozialpädagogik gab es zwar Unterschiede, sie waren aber konkret, nicht schwer nachvollziehbar und ihre Kohäsion (grammatische Textverknüpfungen) und Kohärenz (Sinnzusammenhang eines Textes bzw. seine kognitive Strukturiertheit)²³ wiesen einen ähnlichen Grad von Einfachheit und Kompliziertheit mit nur einem geringen Spannungsbogen zwischen diesen Polen, auf. Im Prozess der Professionalisierung haben sich Sprache und Sprechen der nun nicht mehr „beruflich“, sondern „professionell“ in den diversen Feldern Sozialer Arbeit Arbeitenden vom relativ Einfachen zum mehr und mehr Komplizierten gewandelt und ihre „Beherrschung“ ist zu einem Kriterium für die Professionalität der Professionellen geworden. Gemeinhin wird diese Sprache heute als die Sprache der Sozialen Arbeit, als ihre Sprache bezeichnet. Aber ist sie auch zu einer Fachsprache geworden? Als „Fachsprachen“ werden sprachwissenschaftlich „funktionale Varietäten“ (Ausdifferenzierungen der „Einzelsprache“) mit einem hohen Kohärenzgrad bezeichnet. Sie sollen eine „präzise und differenzierte Kommunikation über meist berufsspezifische Sachbereiche und Tätigkeitsfelder“ ermöglichen. Dazu benötigen sie eine aus spezifischen Fachworten und Begriffen aufgebaute Terminologie, die Kriterien wie: „überregionale Standardisierung, Exaktheit und Ökonomie der Informationsvermittlung und ein hohes gesellschaftliches Prestige“ erfüllen muss.²⁴ Es gibt solche „Fachsprachen“ in der Sozialen Arbeit: die medizinisch-psychiatrische, die juristische, die kameralistische, vielleicht auch die betriebswirtschaftliche des Sozialmanagements. Ihnen gemeinsam ist die Tendenz zu einer starken Normierung der Bedeutungen, die durch „Sprachregelungen“ und sanktionierte Begrifflichkeiten erreicht werden soll. Mit der Normierung der Sprache soll Ordnung in das „Chaos der Erscheinungen“ gebracht werden, das Soziale Arbeit nach Meinung vieler Professioneller, aber auch in der Wahrnehmung von Außenstehenden bestimmt. Mit erprobten Methoden werden Menschen und Verhältnisse klassifiziert und kategorisiert. Anamnese- und Diagnoseschemata sollen helfen, die „Phänomene einzuordnen“, um sie nach vorgegebenen Regeln „bearbeiten“ zu können. Solche Fachsprachen haben die Tendenz, die „Wortspra-

23 Vgl. Bußmann, Hadumad, 1990, Lexikon der Sprachwissenschaft, Stichworte Kohärenz und Kohäsion, Stuttgart.

24 Ebenda. Stichwort Fachsprachen.

che“ einer Zeichensprache anzunähern. Die psychiatrischen Klassifizierungen, wie der IDC 10 und DSM IV mit ihren Varianten und „Weiterentwicklungen“, unterscheiden sich kaum noch von der Normierung technischer Verfahren und Produkte im DIN-System der Ingenieurwissenschaften. Auch die bei der Einführung des „Systems der neuen Steuerung“ in den späten 90er Jahren in die Kinder- und Jugendhilfe von Fachkräften erstellten „Produktbeschreibungen“ und ihre Zusammenfassung in sog. Produktkatalogen gehört hierher. Immer geht es dabei um die Herstellung von „Eindeutigkeiten“ mit dem Ziel, die in der Vielfalt vermuteten „Probleme“ zu reduzieren. Karl Jaspers kritisierte schon in den 50er Jahren die Tendenz, die naturwissenschaftliche Zeichensprache auf die Sozial- und Geisteswissenschaften zu übertragen. In solchen Verfahren würden „die Gegenstände eigentümlich leer“ und „des Qualitativen beraubt.“²⁵ Die „immer nur scheinbar identische Wiederholung“ einmal gewonnener Erkenntnisgehalte werde schnell zur „Manier“ in einer „nachahmenden Sprache“, zu einem „Operieren mit leergewordenen Hülsen.“²⁶ Die Normierung von Sprache und Sprechen in Fachsprachen, ihre „Terminologisierung“ durch die Reduktion auf „Formeln“, bewirkt, dass die in Worten mitschwingenden Stimmungen als „Störendes“ nicht mehr wahrgenommen werden. In einem Essay zur deutschen „Wissenschaftsprosa“ spricht Norbert Rehrmann von der „leiblos-grauen Ausdrucksökonomie in Fachsprachen“, von ihrer „normativen Rastersprache“ und ihre Tendenz zur „Anpassung an den Jargon.“²⁷ Worte bekommen ihre volle Bedeutung nicht allein durch ihren „Wortsinn“. Der entfaltet sich erst „in den Bewegungen der Sätze, in denen die Worte sich gegenseitig erhellen, begrenzen, bestimmen“ (Jaspers) können. Um die Offenheit für Bedeutungen der gesprochenen und geschriebenen Sprache zu erhalten, darf sie nicht in Normierungen und Formelhaftigkeit erstarren. Eine „erstarrte“ Sprache macht Worte/Begriffe zu „Schlagworten“ wie aktuell das Duo „Inklusion/Exklusion“. Das Haften an solchen „starken Worten“ kann die Offenheit für Bedeutungen blockieren. „Dann werden Worte etwas wie Fahne und Symbol“, schrieb Jaspers.²⁸

25 Jaspers, Karl, 1964, Die Sprache, München, S. 26ff. Erste Veröffentlichung in dem Buch „Von der Wahrheit“, München 1958.

26 Ebenda.

27 Rehrmann, Norbert, Akademische Begriffskasernen – Unerhörte Stimmen zur deutschen Wissenschaftsprosa, in: Universitas. Zeitschrift für interdisziplinäre Wissenschaft, 48. Jahrgang 1993, Heft 568, S. 943ff. Der Autor sieht in der Sprache Adornos ein Beispiel für eine lebendige, nicht verdinglichende Wissenschaftssprache.

28 Jaspers 1964, a.a.O.

Die Professionen in der Sozialen Arbeit die „Fachsprachen“ besitzen/verwenden, die also die sprachwissenschaftlich definierten Anforderungen von Kohäsion, Kohärenz und Terminologie erfüllen und über „ein hohes gesellschaftliches Ansehen“ verfügen, streben durchweg nach Deutungshoheit und Definitionsmacht, die sie über ihren „eigenen“ Bereich hinaus in anderen Tätigkeitsfeldern Sozialer Arbeit durchzusetzen versuchen. Ein Beispiel dafür ist die Kinder- und Jugendpsychiatrie, der es in den letzten Jahren gelungen ist, ihren Begriff der „psychischen Störung“ im Denken, Sprechen und Handeln von Professionellen der Kinder- und Jugendhilfe, der „Suchtkranken“-Hilfe, der Hilfe für alte Menschen und für Menschen mit Behinderungen zu etablieren. Mit Hilfe einer solchen individualisierenden und gleichzeitig normierenden Fachsprache werden Menschen zu beschreibbaren und behandelbaren „Fällen“ konstruiert.

Eine „Fachsprache“ zu besitzen, in und mit ihr reden, schreiben und handeln zu können, sich mit ihrer Hilfe „orientieren“ zu können, ist nicht selten ein Wunsch von Angehörigen solcher Professionen in „der“ Sozialen Arbeit, die es in ihrem beruflichen Alltag mit Menschen und Verhältnissen zu tun haben, die sich „faktisch“ nicht normieren und kategorisieren lassen. Menschen und Verhältnisse eben, an denen alle Versuche der Klassifikation letztendlich scheitern. Solche Versuche haben für die von ihnen betroffenen Menschen oft schlimme Folgen, auch wenn die von den Professionellen subjektiv nicht intendiert sind. Ihr Handeln korrespondiert, gewissermaßen „hinter ihrem Rücken“ (Marx), mit ausgrenzenden und marginalisierenden gesellschaftlichen Strukturen..

Es gibt in „der“ Sozialen Arbeit aber auch eine Praxis von Sprache und Sprechen, die sich quasi spiegelbildlich zur normierenden und formalisierenden Fachsprache in immerwährender Unbestimmtheit im Ungefähren der „Tiefe des Gemüts“ (Tucholsky) oder in dessen „Höhen“ sich bewegt. Adorno hat diese Sprache den „Jargon der Eigentlichkeit“²⁹ genannt. Eine „Mahnung an den Geist durchherrscht das ganze Klima des Jargons“ schreibt er. Und wie direkt auf Soziale Arbeit gemünzt, heißt es weiter: „Das reale und vergebliche Bedürfnis nach Hilfe soll vom bloßen Geist befriedigt werden mit Trost ohne Eingriff.“³⁰ Adorno spottet über die „Himmelfahrt des Wortes über den Bereich des Tatsächlichen“. Der Jargon liefere „marktgängige Edelsubstantive“, die ein „Schnittmuster des Menschseins“ anbieten. Diese Sprache sei „vor keiner Vernunft verantwortlich, einzig durch den zugleich standardisierten Ton zum Höheren befördert, verdoppelt sie den Bann,

29 Adorno, Theodor W., 1964, Jargon der Eigentlichkeit – Zur deutschen Ideologie, Frankfurt/M.

30 A.a.O., S. 16.

den die Verwaltung real übt.“³¹ Geradezu eine „Berufskrankheit“ sei der Jargon in Berufsgruppen, „die, wie das so heißt, geistige Arbeit verrichten, zugleich aber unselbständig und abhängig sind oder wirtschaftlich schwach. [...]. Die Stereotype des Jargons versichern subjektive Bewegtheit.“³² So etwa im „Gespräch“, das „aus einem Mittel, über etwas sich klar zu werden, zum Selbstzweck und zum Ersatz dessen“ wird, „was seinem Sinn nach daraus folgen sollte.“ Ein Sozialarbeiterwitz, dessen Herkunft ungewiss ist, bringt das auf den Punkt: Der Sozialarbeiter wird auf der Straße von einem Jugendlichen nach der Uhrzeit gefragt. Er wisse es nicht, antwortet er „aber gut, dass wir mal darüber geredet haben.“ Was ideologiekritische Sprachkritik bedeuten kann, zeigt uns Adorno mit seiner Kritik an einem der Hauptwörter Sozialer Arbeit, dem Wort „Begegnung“ dessen Bedeutungsüberhang, den er „Überschuß“ nennt, die „Suggestion“ erzeuge, „es ereigne sich bereits etwas Wesenhaftes, wenn Hinbestellte sich unterhalten“. In gleicher Schärfe analysiert Adornos ideologiekritische Sprachkritik die in diesem „Sprachraum“ Sozialer Arbeit so beliebte Rede von der „Ganzheit“:

„... durch die apriorische Parteinahme fürs Subjekt als eine solche, wie sie dann der Jargon im Namen Mensch exerziert, verschwindet die Besinnung darauf, ob die Realität, mit der die Menschen unmittelbar einverstanden sein sollen, um nur ja selber Ganzheiten zu werden, das Einverständnis verdient; ob nicht am Ende gerade sie, als heteronome, Ganzheit ihnen versagt, und ob nicht das Ganzheitsideal ihrer Unterdrückung beisteht und der fortschreitenden Zerstückelung des Ohnmächtigen. Die Atomisierung des Menschen ist, als Ausdruck des Gesamtzustands, auch die Wahrheit; sie wäre mit diesem zu verändern, nicht in jenem abzustreiten ...“³³

Die Sprachblasen des Jargons hätten die Funktion, „das wahre Objekt des Leidens“, die unter der Ideologie von der „bürgerlichen Gleichheit“ bestehende Ungleichheit, „die bestimmte gesellschaftliche Verfassung“, verschwinden zu lassen: „Jegliche eigennützige Praxis kann sich mit Hilfe des Jargons als Gemeinnutz, als Dienst am Menschen markieren, ohne dass wider Not und Bedürftigkeit des Menschen etwas geschähe. Dass aber selbstgerechte Menschlichkeit inmitten des allgemeinen Unmenschlichen es nur verstärkt, ist notwendig den jetzt und hier Bedürftigen verhüllt. Der Jargon verdoppelt die Hülle; Ersatz und Trost, wie er und seine Welt ihnen sie spendet, sind geeicht auf ihr verformtes Verlangen nach dem, was ihnen vorenthalten wird.“³⁴ Heide Bernd hat, in Anlehnung an

31 A.a.O., S. 69f.

32 A.a.O., S. 18f.

33 A.a.O., S. 118.

34 A.a.O., S. 58.

Adornos Sprachkritik, den affirmativen Hilfe-Jargon in der Sozialen Arbeit am Beispiel der Sprache von Alice Salomon und Gertrud Bäumer als „Pathos und Appell“ bezeichnet: „Im Wort wird etwas beschworen, was die Realität nicht hergibt; die Beschwörung nimmt dabei häufig die Form des Appells an, eben weil die Realität gegen das überhöhte Ideal steht. Der Appell wiederum hat eine Nähe zum Befehl: Du sollst, Du musst! Wenn aber nicht appelliert wird, soll die Sprache verführen und betören.“³⁵

Nach diesen Überlegungen kann die Antwort auf die oben gestellte Frage (welche Sprache?) m.E. nur lauten, dass es eine bzw. die Sprache Sozialer Arbeit aus strukturellen Gründen nicht geben kann und alle berufsständischen Bemühungen, sie für „Profession und Disziplin“ zu entwickeln, scheitern müssen. Einen Beleg für diese These sehe ich darin, dass die HerausgeberInnen der derzeit maßgeblichen „Handbücher“³⁶, in denen die für relevant gehaltenen Worte/Begriffe Sozialer Arbeit versammelt sind, sich in den Einleitungen/Vorworten dieser Werke zu Sprache und Sprechen der Professionellen nicht äußern, obwohl einige Ausführungen über „Sinn und Zweck“ dieser „Hand-bücher“, von denen nur zwei „Wörterbücher“ heißen das nahelegen würden. Nur die HerausgeberInnen des „Wörterbuches Soziale Arbeit“ (Kreft/Mielenz) gehen auf die Geschichte der in der Sozialen Arbeit verwendeten Begriffe ein:

„ Uns fällt immer wieder auf, daß wohl ‘neue Begriffe’ vorübergehend ‘in Mode’ sind, geradezu Konjunktur haben und dann wieder untergehen, also keine nachhaltige Bedeutung für die Soziale Arbeit entfalten. Wer erinnert sich noch an die Diskussionen um ‘Konnotationen’, und ‘Kolonialisierung von Lebenswelten’? Wie lange werden sich aktuelle neue Begriffe wie ‘Prekariat’, ‘Agency-Ansatz’, ‘libertärer Paternalismus (Nudge)’, auch ‘Kohäsion’ an der Diskussionsoberfläche halten?“³⁷

35 Bernd , Heide, Pathos und Appell – Zum moralischen Rüstzeug der frühen Sozialarbeit, dargestellt an Alice Salomon, in: Pantucek, Peter/Vyslouzil, Monika (Hrsg.), 1999, Die moralische Profession – Menschenrechte & Ethik in der Sozialen Arbeit, St. Pölten, S. 25ff.

36 Handbuch Sozialarbeit Sozialpädagogik, 5. erweiterte Auflage 2015, Hrsg. Hans-Uwe Otto und Hans Thiersch, Neuwied/Fachlexikon der sozialen Arbeit, 5. Auflage 2002, Hrsg. Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge, Frankfurt/M., Handbuch Kinder- und Jugendhilfe, 2. überarbeitete Auflage 2016, Hrsg. Wolfgang Schröer, Norbert Struck, Mechthild Wolff, Weinheim und Basel, Wörterbuch Soziale Arbeit – Aufgaben, Praxisfelder, Begriffe und Methoden der Sozialarbeit und Sozialpädagogik, 7., vollständig überarbeitete und aktualisierte Auflage 2013, Hrsg. Dieter Kreft und Ingrid Mielenz.

37 Kreft/Mielenz, a.a.O., S. 10f.

Der „Kernbegriff“ professionellen sozialen Handelns sei „Hilfe zur Selbsthilfe“ gewesen. Sein tradierter Sinn, „das politische-solidarische-kollektive des ursprünglichen Kernbegriffs“ habe sich durch seine Wandlung zu „Empowerment, Resilienz und schließlich Capability-Approach in der „Beachtung des Einzelnen, seiner Befindlichkeiten, Stärken und Schwächen, ohne erkennbare fachpolitische Strategie im gesellschaftlichen Kontext“ verloren.³⁸ Diese Handbücher/Wörterbücher haben den Anspruch, die Soziale Arbeit durch und mit den in ihnen versammelten Begriffen zu repräsentieren und ihre weitere Entwicklung zu beeinflussen. Die Sprache selbst kommt in ihnen aber nicht zur Sprache, sie kommt als Begriff einfach nicht vor. Es findet sich dazu in keinem Handbuch ein Stichwortartikel. Sprache und Sprechen werden, wenn überhaupt, ausschließlich unter den Gesichtspunkten der Sprachsozialisation von Kindern und Jugendlichen, ihrer „Sprachfähigkeit“ und von „Störungen“ dieses Prozesses, also auf der Adressantenseite, betrachtet: „Sprachentwicklungsstörungen“, „Sprachstörungen“ sowie Beeinträchtigungen der sprachlichen Artikulationsfähigkeiten als Ausdruck von „Sprach-, Sprech- und Sinnesbehinderungen“.

Sprachkritik bezogen auf Sprache und Sprechen in der Sozialen Arbeit muss sich mangels einer ausgewiesenen und abgrenzbaren „Sprache der Sozialen Arbeit“ also notgedrungen auf die in ihr verwendeten Sprachen beziehen, wie sie oben in der Polarisierung von stark normierenden und formalisierten Fachsprachen und dem „verwaschenen“, moralisch hypostasierenden, immer im Unbestimmten bleibenden Jargon der „Edelsubstantive“ skizziert worden sind. Hauptsächlich ist ihr Bereich aber das zwischen den unscharfen Rändern der „Pole“ liegende „Sprachfeld“. Diese „Topografie“ ist freilich eine Hilfskonstruktion, die im weiteren Verlauf meiner Überlegungen einen strukturierenden Hintergrund darstellt.

Im Folgenden werde ich skizzieren, wie Sprachkritik sich, trotz aller Heterogenität und Widersprüchlichkeit des Gesamtfeldes von Sprache und Sprechen in „der“ Sozialen Arbeit, entwickelt hat (nicht im Sinne einer stetig aufsteigenden Linie gedacht, sondern als eine Horizontale mit vielen Brüchen) und welchen Stand sie m.E. gegenwärtig hat. Die Darstellung beschränkt sich auf von Professionellen geschriebene Texte, die sich ausdrücklich mit Sprache und Sprechen in der Sozialen Arbeit befassen.

38 Ebenda.

Kritik der stigmatisierenden Sprache in den 70er Jahren

Vereinzelte Texte, oft nur Textpassagen zu Sprache und Sprechen der beruflichen Akteure hat es in der Geschichte Sozialer Arbeit von Anfang an gegeben. Sie blieben am Rande der Wahrnehmung, lösten keine Diskurse über ihr Thema aus. Sie wurden hauptsächlich von aus der Jugendbewegung kommenden Sozialpädagogen geschrieben, die offensichtlich eher als andere BerufsarbeiterInnen in den „Feldern“ Sozialer Arbeit bereit und in der Lage waren, ihre Sprache/ihr Sprechen kritisch zu reflektieren. Ein Beispiel dafür ist das oben schon zitierte Buch „Sprache und Verantwortung“ von Fritz Klatt (1960), in dem auf eindrucksvolle Weise besonders über die Bedeutung des „Hörens“ und „Zuhörenkönnens“ sowie des „Schweigens“ nachgedacht wird. Wie entscheidend dieses Zuhörenkönnen ist, habe ich in den letzten Jahren in der Unterstützung ehemaliger Heimkinder in ihrem Kampf um Rehabilitation und Entschädigung wieder erfahren, aber auch, was das Ihnen-nicht-zuhören-Können oder -Wollen von Professionellen in Institutionen und Gremien Sozialer Arbeit für blockierende, manchmal sogar re-traumatisierende Wirkungen haben kann.

Ideologiekritische Sprachkritik als Praxis kritischer Sozialer Arbeit muss m.E. die systemimmanente Sprachkritik, wie sie Klatt, Jaspers und andere geübt haben, aufnehmen und sie in die systemtranszendierende politische Sprachkritik, wie sie vor allem Horkheimer und Adorno entwickelt haben, einbeziehen. An die im Zuge der 68er Revolte sich entwickelnde politisch radikale Sprachkritik der späten 60er und der 70er Jahre, wurde im Editorial bereits erinnert. Sie richtete sich einerseits auf den Gebrauch bestimmter zentraler Begriffe im beruflichen Alltagshandeln von Fachkräften Sozialer Arbeit und analysierte andererseits ideologiekritisch ihre gesellschaftlichen Entstehungsbedingungen sowie ihre aktuellen politischen Funktionen. Im Folgenden sollen an zwei Beispielen die Grundzüge der damals geleisteten Sprachkritik verdeutlicht werden.

Die in dem Buch „Gefesselte Jugend – Fürsorgeerziehung im Kapitalismus“ durchgeführte Kritik am Begriff „Verwahrlosung“, einem Hauptwort der damaligen Jugendhilfe, zeigt nicht nur, welche normierenden „Fachsprachen“ (psychiatrische, psychologische, medizinische, juristische) an der Herstellung der Bedeutungen des Verwahrlosungsbegriffs beteiligt waren und wie er konkret auf Kinder, Jugendliche und ihre Familien angewendet wurde, sondern auch seine gesellschaftlichen Konstitutionsbedingungen und wie er durch wissenschaftliche Begründungen (z.B. der sog. Verwahrlosungsforschung) zur ideologischen Rechtfertigung der Jugendhilfepraxis beitrug. An der Sprache ansetzend, wurden die in der Jugendhilfe- und Justizpraxis normierten und von der Forschung

„bestätigten“ sog. „Auffälligkeitskriterien“ untersucht, die sich im Laufe von gut siebzig Jahren in Theorie und Praxis der Jugendhilfe herausgebildet hatten. Es handelte sich um acht „Auffälligkeitstypen“ (wie Umhertreiben, Eigentumsdelikte, sexuelle Auffälligkeit etc.) und ihnen jeweils zugeordnete „Merkmale“, aus deren Auftreten und Häufigkeit bei einem Jungen oder einem Mädchen (mit geschlechtsspezifisch unterschiedlicher Verteilung und Bewertung) seine/ihre „drohende Verwahrlosung“ bzw. der Grad der „bereits eingetretenen Verwahrlosung“ abgeleitet wurden. Es konnte aufgeklärt werden, warum diese „Auffälligkeiten“ in der Jugendhilfepraxis weithin als „gegeben“ einfach hingegenommen bzw. nicht in Frage gestellt wurden und wie sie dazu dienten, bestimmte „Maßnahmen“, z.B. die Anordnung von „Fürsorgeerziehung“ und „geschlossener Unterbringung“ zu begründen, d.h. sie ideologisch zu rechtfertigen.³⁹ Bestrebungen, den diskriminierenden „Verwahrlosungsjargon“ durch neue Worte/Begriffe mit einem wissenschaftlichen „Anstrich“ zu mildern, wie etwa „Devianz“ statt „Kriminalität“ oder „Dissozialität“ statt „Verwahrlosung“, wurden als Versuche bewertet, „durch die Erfindung neuer, scheinbar ‚wertfreier‘ Wörter“ gesellschaftlich bedingte reale Erscheinungen als „Sprach- und Kommunikationsprobleme“ zu erklären und sie mit einer Veränderung der Sprachpraxis quasi „aus der Welt zu schaffen“.⁴⁰ Heute hat diese Praxis bei den BefürworterInnen von „Geschlossener Unterbringung“ und „Freiheitsentziehenden Maßnahmen“, die von ihnen „verbindliche Unterbringung“ oder „pädagogisch-therapeutische Intensivbetreuung“ genannt werden, wieder Konjunktur.

In dem Buch „Da weitere Verwahrlosung droht ...“ wird anhand von Inhaltsanalysen von Jugendamtsakten gezeigt, wie mit der (geschriebenen) Sprache der beteiligten Institutionen, (Vermerke, Protokolle, Berichte, Gutachten, Mitteilungen an „KlientInnen etc.) „Sozialbiographien“ konstruiert werden. Im Vorwort schreiben die Autoren: „Es sind keine üblichen Biographien, die Ergebnisse der Recherchen von unterschiedlichen, mehr oder weniger zuverlässigen Informationsquellen sind. Es sind auch keine Lebensläufe, wie die Betroffenen sie selbst schreiben. Es sind Lebensläufe aus der Perspektive der Gesellschaft, entscheidend mitgestaltet und aufgezeichnet durch ihre beauftragten Institutionen.“⁴¹

39 Vgl. Autorenkollektiv, 1971, Gefesselte Jugend – Fürsorgeerziehung im Kapitalismus, Frankfurt/M., S. 72ff. (Kapitel: „Verwahrlosungs- und Kriminalitätsmerkmale in ihrer historischen und klassenspezifischen Bestimmung“).

40 A.a.O., S. 68.

41 Aich, Prodosch, Hrsg., 1973, Da weitere Verwahrlosung droht ... – Fürsorgeerziehung und Verwaltung, Reinbek bei Hamburg.

Die „beauftragten Institutionen“ waren: Jugendamt, Sozialamt, Gesundheitsamt, Psychiatrie, Polizei, Gerichte, aber auch sog. Sozialisationsinstanzen wie Schulen und Kirchen. Die ideologie- und sprachkritische Untersuchung der „geschriebenen Sprache“ der an der Konstruktion des Verwahrlosungsbegriffs beteiligten Institutionen konnte zeigen, dass nicht die subjektive Motivation der Fachkräfte ihr berufliches Handeln (i.d.R. Hilfe und Unterstützung) vorwiegend bestimmt, sondern die gesellschaftliche Funktion der Institutionen, in denen und für die sie arbeiten. Aus ihrem Arbeitsverhältnis resultiert eine permanente strukturelle „Nötigung“, das eigene Bewusstsein von ihrem Handeln mit den „offiziellen“ ideologischen Begründungen über Auftrag und Funktion Sozialer Arbeit in Übereinstimmung zu bringen.

Diese Beispiele zeigen, dass Fachkräfte der Sozialen Arbeit den „heimlichen Lehrplan“ der Institutionen, der diesen bzw. ihren RepräsentantInnen meist selbst „verborgen“ ist⁴² mit Hilfe ideologiekritischer Sprachkritik erkennen können, was eine wichtige Voraussetzung für eine (gemeinschaftliche) alternative Praxis, für eine kritische Soziale Arbeit ist.

Der „Rückenwind“ der durch die 68er Revolte ausgelösten Gesellschaftskritik ermöglichte die Ausbreitung ideologiekritischer Sprachkritik in verschiedenen Bereichen Sozialer Arbeit über die zur „Revolte“ gehörenden Gruppierungen (z.B. die Spektren der Zeitschriften „Erziehung und Klassenkampf“, „Info Sozialarbeit“ – aus dem heraus die „Widersprüche“ entstanden –, „Berliner Heim- und Erzieher-Zeitschrift/HEZ“) hinaus. In den 70er Jahren entwickelte sich eine sprachkritische Praxis, für die hier beispielhaft der Beitrag „Verwahrlosung – Sprache und Interaktion in Systemen sozialer Kontrolle“ in der Zeitschrift „Neue Praxis – Kritische Zeitschrift für Sozialarbeit und Sozialpädagogik“ genannt werden soll.⁴³

42 Im Sinne des Marx'schen Ideologiebegriffs vom „Falschen Bewusstsein“ und seiner Weiterentwicklung durch die „Frankfurter Schule“. Vgl. dazu den Aufsatz von Max Horkheimer „Ideologie und Handeln“ in: Ders. 1985, Gesammelte Schriften Bd. 7, S. 11ff. und die Ausführungen Adornos in „Logik der Sozialwissenschaften“ in: Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie, Neuwied und Berlin 1969, S. 125ff.

43 Manfred Clemenz, Wolfgang Habicht, Beate Rudolph, „Verwahrlosung Sprache und Interaktion in Systemen sozialer Kontrolle – Aus einem Forschungsprojekt zur Genese sozialer Auffälligkeit (Teil 1) in: Neue Praxis, Neuwied, 7. Jahrgang 1977, Heft 2, S. 152ff.

Als es in den 80er Jahren, nicht zuletzt durch die radikale Kritik der „langen 68er Jahre“⁴⁴, in maßgeblichen Bereichen Sozialer Arbeit, vor allem in der Kinder- und Jugendhilfe, umfangreiche Reformen gab, vererbte die breite gesellschaftskritische Auseinandersetzung mit Sozialer Arbeit. Damit ging auch das Bewusstsein für die Notwendigkeit, nicht nur einer ideologiekritischen Sprachkritik, sondern für Sprachkritik überhaupt, weitgehend verloren. Eine Ausnahme bildete die mit den parlamentarischen Beratungen für die Neufassung des Betäubungsmittelgesetzes (das jetzt geltende BtMG trat am 1.1.1982 in Kraft) um 1980 einsetzende radikale Kritik am Vokabular des „Drogenmissbrauchs“.⁴⁵ Als der mit der Veröffentlichung der „Psychiatrieenquete“ des Bundestages (1975) angestoßene Reformprozess in der Psychiatrie Ende der 80er Jahre scheinbar zu einem Abschluss gekommen war und mit der Ablösung des „Jugendwohlfahrtsgesetzes“ (JWG) durch das „Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG/SGB VIII) 1990/91 der Verwahrlosungsbegriff, die Fürsorgeerziehung und die Geschlossene Unterbringung (abgesehen von der auf so. Notfälle zeitlich begrenzten und richterlich kontrollierten „Inobhutnahme“) ersatzlos gestrichen waren, schien die Sprachkritik der 70er Jahre ihre historische Aufgabe erfüllt zu haben. Die Erinnerung daran schien in „Profession und Disziplin“ weitgehend in einer Sozialstaats- und Professionalisierungseuphorie untergegangen zu sein.

Kritik der „Ökonomisierung“ als Fokus der „neuen“ Sprachkritik

Nach dem Untergang der „real-sozialistischen“ Staaten in Europa wurde durch die sog. neoliberale Wende in der Wirtschafts- und Sozialpolitik die Sozialstaats-Euphorie in den 90er Jahren zunehmend gedämpft und schlug spätestens um das Jahr 2000 in die Klage der Demontierung des Sozialstaats durch die „Ökonomi-

44 Bezeichnung von HistorikerInnen für diese Epoche der weltweiten Gesellschaftskritik, die in der westdeutschen Bundesrepublik durch die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und seiner „Aufarbeitung“ eine spezifische Ausrichtung bekam.

45 Vgl. dazu diverse Texte in meinen Büchern „Drogen und Kolonialismus“, 1991, „Plädoyer für das umherschweifende Leben“, 1995, „Rückblicke auf ein sozialpädagogisches Jahrhundert“, 1999, alle Frankfurt/M., sowie die Zeitschrift „Akzept“ des Bundesverbandes für akzeptierende Drogenarbeit und humane Drogenpolitik, den von „Akzept“ herausgegebenen Band „Leben mit Drogen – Akzeptierende Drogenarbeit als Schadensbegrenzung gegen repressive Drogenpolitik“, Berlin 1991, sowie alle Kongressberichte von „Akzept“, um hier nur einige aus der großen Fülle der Publikationen zu nennen, in denen die sprachkritische Auseinandersetzung mit der dominanten Drogenpolitik stattfand.

sierung Sozialer Arbeit“ um. Im Vorwort zur 5. Auflage ihres „Wörterbuches“, in dem sie die Folge seiner sieben Auflagen von 1980 bis 2012 als „Zeitspiegel“ bezeichnen, schreiben Kreft/Mielenz, dass „die ‘Ökonomisierung der Sozialen Arbeit’ endgültig seit den 1990er Jahren das fachliche Handeln stark“ beeinflusse, in Teilen sogar dominiere.⁴⁶ Die Formulierung „Ökonomisierung der Sozialen Arbeit“ bringt die Auffassung eines großen Teils der Professionellen zum Ausdruck, es handle sich dabei um einen der Sozialen Arbeit von fremden Kräften/Mächten aufoktroierten Prozess, mit dem das „Eindringen einer feldfremden Logik (Marktlogik) in den Sozialsektor“⁴⁷ einhergehe. Schon um 1990 wurde in ersten Veröffentlichungen vor einer „Verbetriebswirtschaftlichung“ Sozialer Arbeit gewarnt, die nicht nur ihre Organisation und Finanzierung entscheidend verändern werde, sondern durch die damit einhergehende Implementierung der betriebswirtschaftlichen „Logik“ auch das Denken der Professionellen und damit ihre Sprache/ihr Sprechen und ihr Handeln beeinflusse und, wenn dieser Prozess nicht gestoppt werden könne, nachhaltig verändern werde. Diese Sichtweise war der Ausgangspunkt für eine „neue“ Sprachkritik, die die Verteidigung des „Eigenen“ Sozialer Arbeit gegen die behauptete „feindliche Übernahme“ durch die Agenten und Agenturen der betriebswirtschaftlichen „Ökonomisierung“ zum Ziel hatte. Soziale Arbeit wurde also als Objekt fremder Einflussnahme, als „Opfer“ einer ihrem „Wesen“ fremden neoliberalen Marktwirtschaft beschrieben. In einem frühen Beitrag zur „Ökonomisierung des Sozialen“ (geschrieben 1997, veröffentlicht 1999) habe ich mich selbst an diesem auf falschen Prämissen beruhenden „Ökonomisierungslamento“ beteiligt. Zwar habe ich die „Ökonomisierung“, die „Übertragung von ‘Marktgesetzen’ und betriebswirtschaftlicher Rationalität auf die Soziale Arbeit“ auf die neo-liberale „Modernisierung“ des Kapitalismus zurückgeführt, diesen Prozess aber doch als der Sozialen Arbeit von außen übergestülpt beschrieben, so als wäre sie selbst nicht Teil und aktiver Faktor dieser „Modernisierung, sondern in erster Linie Betroffene und erst in zweiter Linie Mit-Täterin, weil die „Überstülpfung“ mit Bereitschaften zur „Übernahme“ korrespondieren konnte. Zwar habe ich die Geschichte Sozialer Arbeit auch in jenem Beitrag nicht idealisiert, die Gewichtungen in ihrer Dialektik von Herrschaft und Emanzipation bezogen auf die „Reformepoche“ der 70er/80er Jahre aber doch

46 Kreft/Mielenz, 2005, Wörterbuch Soziale Arbeit, Vorwort, Weinheim.

47 Vgl. Kessl, Fabian, Ökonomisierung, in: Schröer, Struck, Wolff, Hrsg., 2002, Handbuch Kinder- und Jugendhilfe, Weinheim und München, S. 1113ff. Der Stichwortartikel vermittelt einen komprimierten Überblick über Ursachen, Stand und Diskussion der „Ökonomisierung“ um das Jahr 2000 und die damalige Diskussion.

mehr, als es tatsächlich zutraf, in Richtung „Emanzipation“ verschoben und als „Errungenschaften“ gesichert gesehen. Das war zweifellos eine Idealisierung. Ich schrieb damals:

„Die Dramatik der gegenwärtigen Entwicklung besteht m.E. darin, daß mit der Übernahme eines Denksystems und einer komplexen Begrifflichkeit aus einer anderen gesellschaftlichen Sphäre in die Soziale Arbeit deren relative Eigenständigkeit und spezifischen Sichtweisen verspielt werden. Damit geht auch die Möglichkeit des kritischen Gegenüber zu den dominanten wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Kräften verloren, deren Wirkungen auf die Lebensbedingungen vieler Menschen und auf die kulturelle Entwicklung insgesamt von der Sozialen Arbeit der 70er/80er Jahre immer kritisch betrachtet wurden. Mit Bedacht sage ich ‘verspielt’, weil die Zumutungen der betriebswirtschaftlichen Logik in allen Bereichen und auf allen Ebenen der Sozialen Arbeit von vielen, von allzu vielen AkteurInnen in Theorie und Praxis mit einer merkwürdigen Euphorie, die den skeptischen Beobachter an masochistische Formen der Selbstaufgabe erinnert, begrüßt und aufgenommen werden.“⁴⁸

Dieser „halben“ Analyse entsprach es, dass ich die „neue Sprache“ der „Ökonomisierung“, die in Wirklichkeit ja eine uralte ist, als eine den Fachkräften Sozialer Arbeit einerseits aufgezwungene und andererseits bereitwillig übernommene, jedenfalls aber ihre „eigene“ Sprache gefährdende, beschrieben habe. Mein damaliges Fazit lautete:

„Die Auffassung, daß Soziale Arbeit im Wesentlichen aus kommunikativen Prozessen mit offenem Ausgang besteht, die, neben der unmittelbaren Hilfe/Unterstützung für in Not geratene Einzelne, immer auch eine Option auf die strukturelle Verbesserung der Lebensbedingungen ihrer Adressaten, mit dem Ziel sozialer Integration und Gerechtigkeit haben soll, hat sich erst in den 80er Jahren auf einer breiten Ebene als Konsens in der Theorie durchgesetzt [...]. Mit der Einführung des ‘Neuen Steuerungssystems’ wird dieser Konsens schon wieder infrage gestellt, bevor er in der Praxis auf breiter Ebene realisiert werden konnte.“⁴⁹

In der Einleitung zu meinem Buch, in dem dieser Text abgedruckt ist, hab ich geschrieben:

„Die Beiträge in diesem Buch sind Versuche, mir und anderen die Ambivalenzen von Theorien, Organisationen und Handelnden in der Sozialen Arbeit bewußt zu machen. Soweit sie sich mit historischen Ereignissen befassen, verstehe ich sie als

48 Kappeler, Manfred, Über den Zusammenhang von Sprechen, Denken und Handeln – neue Sprachregelungen im Kontext der Ökonomisierung von Sozialarbeit und Sozialpädagogik, in: Ders., 1999, Rückblicke auf ein sozialpädagogisches Jahrhundert – Essays zur Dialektik von Herrschaft und Emanzipation im sozialpädagogischen Handeln, Frankfurt/M., S. 343ff.

49 A.a.O., S. 354f.

Beitrag zu einer kritischen Reflexion der Berufsgeschichte, in der es meines Erachtens nicht um die Stiftung einer wie auch immer verstandenen 'positiven Berufsidentität' gehen sollte, sondern um den Versuch der Selbst-Aufklärung mit dem Ziel, soweit es irgend möglich ist, politische Zumutungen zurückzuweisen, die Gefahren von Verstrickungen und Komplizenschaft in und mit Herrschaftsinteressen zu erkennen, damit das eigene professionelle Handeln gegenüber den Forderungen einer an der Würde des Menschen orientierten Ethik verantwortet werden kann.⁵⁰

Diesem selbstgesetzten Anspruch bin ich mit meinem Beitrag zu den Auswirkungen der „Ökonomisierung“ auf Sprechen, Denken und Handeln von Professionellen in „der“ Sozialen Arbeit nur „halb“ gerecht geworden. Insofern ist meine heutige Kritik an der gegenwärtig in der Sozialen Arbeit dominierenden Kritik der „ökonomisierten Sprache“, auch eine (späte) Selbstkritik an meinen eigenen Auffassungen, wie ich sie am Beginn des Ökonomisierungsdiskurses Mitte der 90er Jahre veröffentlicht habe.

Diese Auffassung werden heute von vielen sich kritisch verstehenden Professionellen, oft in versimplifizierter und geschichtsklitternder Weise, in unterschiedlichen „Feldern“ Sozialer Arbeit noch immer vertreten und gewinnen zunehmende Aufmerksamkeit und Akzeptanz. Fabian Kessl hatte dagegen schon früh auf die Mittäterschaft von Professionellen in Theorie und Praxis Sozialer Arbeit hingewiesen. Zwar sahen sie den Ökonomisierungsprozess als „Implementierungsprozess 'reiner' betriebswirtschaftlicher Instrumente und Methoden“, schrieb er, befürworteten aber „gleichzeitig die 'Umdeutung' des Prozesses i.S. einer Bestimmung von Qualitätskontrollmethoden oder der Beschreibung von Leistungsmerkmalen i.S. der Kinder- und Jugendhilfe“.⁵¹ Während in den Zeiten des „funktionierenden Sozialstaats“ die „Gemeinwirtschaft“ als Teil Sozialer Arbeit galt, wurde nun ihre betriebswirtschaftliche Organisation und bürokratische Verwaltung unter dem Schlagwort „Sozialwirtschaft“ als ein ihr nicht zugehöriges fremdes System aufgefasst und die dort arbeitenden Professionellen quasi zu AgentInnen der „Ökonomisierung“ und zu TrägerInnen der „betriebswirtschaftlichen Logik“ umdefiniert, die sie mit den Mitteln ihrer „Steuerungsmacht“ der Sozialen Arbeit aufzudrücken versuchten. Primär davon betroffen sei das „Fußvolk“ der PraktikerInnen, die als die „eigentlichen“ SozialarbeiterInnen und SozialpädagogInnen im „Feld“ allen anderen Professionellen, vor allem den im „Management“ der Organisationen und Institutionen arbeitenden, gegenübergestellt wurden. In dieser Sichtweise wird die Soziale Arbeit auf die unmittelbare Arbeit „mit und

50 A.a.O., S. VII.

51 Kessl, Fabian, Ökonomisierung, in: Schröer/Struck/Wolff 2002, a.a.O., S. 1113ff.

für die AdressatInnen“ reduziert. Praxis wird zu einem Prädikat, das allein der Tätigkeit der FeldarbeiterInnen zugesprochen wird. Die eigene Beteiligung an den im Begriff der Ökonomisierung zusammengefassten negativen Auswirkungen auf die Arbeitsbedingungen von Professionellen und die Unterstützungs- und Beteiligungsmöglichkeiten für die AdressatInnen, die es zweifelsfrei gibt, wird durch diesen „bereinigten“ Begriff von Sozialer Arbeit ausgeblendet. In der Geschichte Sozialer Arbeit kam es zu solchen „Umdeutungen“ immer dann, wenn die „Profession“ die eigene Verantwortung bzw. Mit-Verantwortung für Entwicklungen mit negativen bis schrecklichen Auswirkungen für die auf Soziale Arbeit angewiesenen und/oder ihr ausgelieferten Menschen nicht übernehmen wollte. So wurde und wird in der Eigen-Geschichtsschreibung die schon in den Anfängen Sozialer Arbeit zu erkennende eugenische Ausrichtung, die mit einer exzessiven Verwendung des erbbiologischen und rassehygienischen Vokabulars einherging, als eine ihr von außen aufgezwungene dargestellt. Ende der 20er Jahre hatte diese Entwicklung in der Sozialen Arbeit bereits die Grundzüge einer sozialrassistischen Bevölkerungspolitik ausgeprägt, auf deren Bahnen sie sich weitgehend widerspruchslos in den NS-Staat integrierte. Das eugenische/rassehygienische Denken und die Praktiken der sog. Erbgesundheitspflege, so wurde behauptet, hätten nicht zum ethischen, ausschließlich am Wohl der ihr anvertrauten Menschen orientierten Selbstverständnis der Sozialen Arbeit gehört, das christlichen, humanistischen und sozialistischen Menschenbildern verpflichtet sei.⁵² Ähnliche Argumente wurden in den vergangenen Jahren gegen die Initiative ehemaliger Heimkinder zur Aufklärung der entwürdigenden und zerstörerischen Erziehungspraktiken in Heimen der Jugendhilfe von Funktionären ihrer öffentlichen und freien Träger vorgetragen. Nicht das System Heimerziehung und seine gesellschaftliche Funktion habe diese „Verfehlungen“ zu verantworten, sondern einzelne, für die erzieherische Arbeit nicht geeignete Fachkräfte.⁵³

Als exemplarisch für die Kritik der angeblich von außen den Professionellen in der Sozialen Arbeit im Prozess ihrer „Ökonomisierung“ aufgezwungenen Sprache, habe ich aus einer Fülle einschlägiger Veröffentlichungen Thomas Erlachs Buch „Worte verändern die Welt – Die Macht der Sprache in der ökonomisierten so-

52 Vgl. dazu ausführlich Kappeler, Manfred, 2000, Der schreckliche Traum vom vollkommenen Menschen – Rassenhygiene und Eugenik in der Sozialen Arbeit, Marburg, S. 630ff. (Kapitel: Soziale Arbeit als Ort des klassifizierenden Denkens).

53 Vgl. dazu Kappeler, Manfred, Von der Heimkampagne zur Initiative des Vereins ehemaliger Heimkinder. Über den Umgang mit Vergangenheitsschuld in der Kinder- und Jugendhilfe, in: neue praxis, Lahnstein, 38. Jahrgang 2008, Heft 4, S. 371ff.

zialen Arbeit⁵⁴ ausgewählt. Dieses Buch wird, auch von kritischen AutorInnen, immer wieder zustimmend zitiert. Die in ihm so detailliert und zusammenhängend wie in keinem anderen mir bekannten Text vorgetragenen Auffassungen zur „Sprache der Ökonomisierung“, finden sich in den Begründungen diverser Aufrufe (auch solcher, die vor der Veröffentlichung von Erlachs Buch verfasst wurden) zu Kritik und Widerstand von Professionellen gegen Verschlechterungen, die auf die Auswirkungen der Ökonomisierung zurückgeführt werden.

Mit meiner Kritik an diesen Auffassungen sollen nicht die Motive und Zielsetzungen der AutorInnen verkannt oder gar herabgesetzt werden. Sie sprechen für eine politische Aufbruchstimmung in der Sozialen Arbeit, der ich mich zugehörig fühle, deren Verbreitung unter Professionellen ich wünsche und unterstütze. Dieses immer wieder schwierige Verhältnis von Kritik und Solidarität, dessen Unterschiede zunächst auf der gesellschaftsanalytischen Ebene festzumachen sind, darf und soll nicht zur Verhinderung gemeinsamer politischer Aktionen führen, wie es in den 60er/70er Jahren immer wieder geschehen ist.⁵⁵ In diesem Sinne sollten meine Ausführungen zur aktuellen Sprachkritik gelesen werden.

Dass Erlachs Buch von berufspolitisch orientierten SprachkritikerInnen als Grundlagentext zum Thema Sprache in der Sozialen Arbeit! aufgefasst wird, liegt m.E. nicht zuletzt daran, dass es als Resultat empirischer Sozialforschung zu den Folgen der Ökonomisierung gelesen wird. Erlach geht davon aus, dass es „ohne Zutun der Profis“ durch die Ökonomisierung im „Sozialbereich“ einen „großen Umbruch“ gegeben habe, der „die soziale Arbeit massiv verändert“ habe.⁵⁶ In diesem Veränderungsprozess hätten sich neue Begriffe aus dem „betriebswirtschaftlichen Controlling“ in die Soziale Arbeit „eingeschlichen“, „bei deren Verwendung die Profis ein ungutes Gefühl beschleicht.“ Mit den „neuen Begriffen“ könne Soziale Arbeit „nicht mehr so beschrieben werden, wie es bisher geschah. Die Geldgeber drängen sehr darauf, diese neuen Wörter zu verwenden. In den Belegschaften herrscht ein diffuses Gefühl des Manipuliertwerdens, das noch nicht ‚greifbar‘ geworden ist. Zudem ist auffällig, dass vonseiten der Geldgeber mit Nachdruck an der Einführung der neuen Begriffe gearbeitet wird.“⁵⁷ Folgende

54 Erlach, Thomas, 2009, Worte verändern die Welt – Die Macht der Sprache in der ökonomisierten sozialen Arbeit, Neumünster.

55 Vgl. dazu Kappeler, Manfred, Kritische Soziale Arbeit, Biografie und Zeitgeschichte, in: Anhorn et al., 2012, a.a.O., S. 271ff.

56 Erlach, Thomas, 2009, Worte verändern die Welt – Die Macht der Sprache in der ökonomisierten sozialen Arbeit, Neumünster, S. 9ff.

57 Ebenda.

Formulierungen, die in unterschiedlichen Varianten immer wieder vom Autor verwendet werden, finden sich über den ganzen Text verteilt: „Es ist wohl einzigartig im Sozialbereich, dass eine bestimmte Sprache durch Zwang eingeführt wird. Vielleicht sogar einzigartig für die moderne Demokratie.“ „Den Profis wird auferlegt, Teile der betriebswirtschaftlichen Fachsprache in die Fachsprache der sozialen Arbeit zu integrieren.“ „Die Sprache der sozialen Arbeit ist eine andere wie die der Betriebswirtschaft.“ „Die ökonomisierte Sprache im Sozialbereich führt zur Abbildung einer schönen Fassade. Es wird der Schein einer guten sozialen Arbeit erzeugt.“⁵⁸ Die Ökonomisierung im Sozialbereich wurde nach Erlach von den Regierungen „über unsere Köpfe hinweg“ durchgeführt: „Keiner hat uns je nach unserer Meinung gefragt. Es interessiert scheinbar niemanden, dass wir als unmittelbar Betroffene gegen die flächendeckende Ökonomisierung des Sozialbereichs sind.“⁵⁹ Erlach setzte in seinem „Interviewleitfaden“, mit dem PraktikerInnen nach ihren Erfahrungen mit der Ökonomisierung“ befragt wurden, voraus, dass Soziale Arbeit „früher“ selbstbestimmt ihre eigenen Ziele verfolgen konnte. Er fragte: „Was hat sich im Vergleich zu früher an der sozialen Arbeit verändert?“⁶⁰ Der wesentliche Referenzrahmen „Früher“ wird weder zeitlich noch inhaltlich näher bestimmt. In vielen Textpassagen wird aber deutlich, was damit gemeint ist: „Während bisher nach dem Motto: ‚Der Weg ist das Ziel‘ gearbeitet wurde, wird in der industrialisierten sozialen Arbeit ergebnisorientiert gearbeitet.“⁶¹ „Der Begriff Qualitätssicherung wird verbunden mit Kürzungen der Angebote und einem Zurückschrauben einer vormals hohen Qualität auf ein niedrigeres Niveau.“ „Empowerment war bisher ein wichtiger Grundsatz der sozialen Arbeit. Es war damit ein durchaus politischer Anspruch verbunden, die Betroffenen wieder ins eigene und gemeinsame Handeln zu bringen.“⁶² „Der bisher gültige Ansatz definierte eine Verantwortung der Gesamtgesellschaft für Randgruppen, notleidende, kranke und alte Menschen. [...] Anstelle der Solidarität tritt die Kostenwahrheit.“ „Bis vor kurzem gehörte der gesellschaftspolitische Anspruch sozialer Arbeit zu den Grundsätzen dieser Arbeit.“ Die „Anpassung der Einstellung“ der MitarbeiterInnen an die „neuen Prämissen“ führe zu dem „Aufgeben bisheriger Überzeugungen.“ „Anstelle der bisherigen fachlich inhaltlichen Be-

58 A.a.O., S. 130f.

59 A.a.O., S. 45f.

60 Der Autor wechselt zwischen den Schreibweisen „soziale Arbeit“ und „Soziale Arbeit“ hin und her.

61 A.a.O., S. 78.

62 A.a.O., S. 85.

schreibung der Beziehungsarbeit reduziert sich die Beschreibung auf die Quantität der verwendeten Instrumente.“ (Alle Hervorhebungen M.K.) Für seinen Versuch, die „Ökonomisierung“ zu erklären, benutzt Erlach die konstruktivistische Figur von den „Wirklichkeiten erster und zweiter Ordnung“, nach der die der ersten Ordnung „ausschließlich aus physikalisch messbaren Größen konstruiert“ werde und die der zweiten Ordnung „anhand subjektiver Sinnzuschreibungen in der Beziehung zwischen Menschen.“⁶³ Mit der von den „Geldgebern“ durchgesetzten „Ökonomisierung des Sozialbereichs“ sei eine Umkehrung von der zweiten in die erste Wirklichkeitsordnung erfolgt: „Die soziale Arbeit (wird) nun nach physikalisch messbaren Größen der ersten Wirklichkeit dargestellt, während diese bisher nach Kriterien der zweiten Wirklichkeit beschrieben wurde.“⁶⁴ In konstruktivistischer Sichtweise führt Erlach die Ökonomisierung auf machtgestützte willkürliche Definitionen zurück: „Nun streiten die Profis mit den Geldgebern, wer Recht hat. Die Ökonomisierung des Sozialbereichs ist letztlich auch ein Kampf um ‚Wirklichkeiten‘. Ein Machtkampf, in dem die Geldgeber die Definitionsgewalt darüber, welche Wirklichkeit wirklich sein soll, an sich gerissen haben.“⁶⁵ In diesem Machtkampf seien die „Profis“ von der Demokratie verlassen worden, die ihnen „keine Gestaltungsrechte“ eingeräumt habe. Erlach versteht seinen Forschungsbericht als einen Beitrag zur Bewusstmachung „dieser Prozesse“, die der erste Schritt auf dem Weg zu einer Veränderung sei. Aber kann seine Analyse wirklich diese Bewusstmachung fördern? Mit der von ihm aus den Befragungen von MitarbeiterInnen eines Bereiches Sozialer Arbeit in Österreich zusammengetragenen „Phänomenologie der Ökonomisierung“ konstruierte er seine „Wirklichkeit erster Ordnung“. In dieser „Wirklichkeit“ sind für ihn alle negativen Auswirkungen der Ökonomisierung zusammengefasst. Die Durchsetzung der „Wirklichkeit erster Ordnung“ führt Erlach auf verlorengegangene Definitionskämpfe der „Profis“, die die Soziale Arbeit repräsentieren, mit den „Geldgebern“ zurück, die die nicht zur Sozialen Arbeit gerechnete Sozialbürokratie repräsentieren zurück. Opfer dieser Niederlage sind die „Profis“ und ihre „KlientInnen“, Sieger sind die „Geldgeber“. Warum diese über das Geld und die mit ihm verbundene Macht verfügen, wird in einem Zirkelschluss mit dem „betriebswirtschaftlichen Denken“ der Geldgeber erklärt, das zu der beklagten „Verbetriebswirtschaftlichung“ des „Sozialbereichs“ geführt habe, mithin zu seiner

63 A.a.O., S. 147 f.

64 Ebenda.

65 Ebenda.

„Ökonomisierung“. So dreht sich die Argumentation im Kreise. Dass Ökonomisierung als Prozess der Anpassung der Verwertungsbedingungen des Kapitals an veränderte Produktionsverhältnisse verstanden werden kann und Soziale Arbeit als Teil dieser Verhältnisse von den Auswirkungen dieser „Anpassungen“, bis hin zur in ihr gesprochenen und geschriebenen Sprache, notwendigerweise davon tangiert ist, hat der Autor nicht gesehen. So musste die Frage nach den Ursachen der Ökonomisierung in den vulgärökonomistischen Zirkelschlüssen bürgerlicher Nationalökonomien, auf die er sich beruft, gefangen bleiben. Der vom Verfasser vorgeschlagene „Ausweg“ aus diesem „Dilemma“ ist folgerichtig selbst ökonomistisch. Er wünscht sich, dass der Sozialbereich nicht mehr als „Non-Profit-Bereich“ bezeichnet wird, sondern der „volkswirtschaftliche Gewinn durch geleistete soziale Arbeit“ berechnet und als „Gewinn für die Gesellschaft“ ausgewiesen werde. Dieser Gewinn, so Erlach, solle mit dem Begriff „Social-Profit“ als „Überbegriff für den Sozialbereich“ bezeichnet werden, der, im Unterschied zum „Non-Profit-Begriff“, Soziale Arbeit nicht stigmatisiere, sondern ihr gesellschaftliche Anerkennung verschaffe.⁶⁶

In den Ausführungen zu Sprache, Denken und Handeln geht der Autor vom „linguistischen Relativitätsprinzip“ Benjamin Lee Whorfs aus, das zu seiner Auffassung von den Ursachen der Ökonomisierung passt. Danach wird „die Beschreibung der Welt vom sprachlichen Kontext“ des jeweiligen Sprechers/der Sprecherin bestimmt: „Nur wenn die linguistischen Hintergründe ähnlich sind, kann aus den gleichen Sachverhalten ein gemeinsames Weltbild entstehen. Dieses Prinzip liefert eine gute Erklärung dafür, warum der Kundinnen- und Kundenbegriff und die damit verbundenen Folgen von den Geldgebern so passend empfunden werden und von den Profis eben nicht. Die Ursache liegt in den unterschiedlichen sprachlichen Hintergründen und Intentionen, aus denen Beschreibungen entwickelt werden. Die Sprache der sozialen Arbeit ist eine andere als die der Betriebswirtschaft, wie sie vom Geldgeber verwendet wird.“⁶⁷ Alle sprachkritischen Ausführungen Erlachs beruhen auf diesem Prinzip Whorfs. Damit kann er zwar auf der phänomenologischen Ebene Veränderungen von Sprache und Sprechen der Professionellen im Kontext der Ökonomisierung beschreiben, erklärt diese aber konstruktivistisch als durch Sprache verursacht, so dass er die „Lösung des Problems“ wiederum in einer bewussten Veränderung der Sprache, mit der Soziale Arbeit beschrieben wird, sieht: „Es wird in nächster Zeit darum gehen, das

66 S. 78f.

67 A.a.O., S. 116f.

betriebswirtschaftliche Denken in der sozialen Arbeit durch volkswirtschaftliches Denken zu ersetzen.“⁶⁸ Der Autor unterstellt, dass es vor der „Ökonomisierung“ eine sich selbst definierende selbstbestimmende Soziale Arbeit gegeben habe, deren Professionelle ihr „klientenzentriertes“ Handeln mit einer eigenen Sprache, der Sprache der Sozialen Arbeit zutreffend und angemessen beschreiben konnten. Daher gibt es für ihn auch keinen Anlass, sich mit den tradierten, das Selbstverständnis dieses „helfenden Berufes“ widerspiegelnden Begriffen und ihrer Verwendung in Theorie und Praxis/in Praxis und Theorie, im gesprochenen und geschriebenen Wort, kritisch zu befassen. Für ihn sind die „Profis“ keine „Sprachtäter“, sondern ausschließlich „Sprachopfer“, selbst dort noch, wo sie die von ihm kritisierte Sprache, weil gezwungener Maßen, selbst sprechen.

Der Autor hat mit seinem Buch mithin, ohne es zu merken, das Gegenteil von dem gemacht, was er vorhatte: Statt die Professionellen für die Bedeutungen und die Wirkungen der von ihnen gesprochenen und geschriebenen Sprache zu sensibilisieren, hat er sie mit der Orientierung auf eine angeblich dem „Sozialbereich“ aufgezwungene, ihn quasi kolonisierende Sprache von der kritischen Selbstreflexion des eigenen Sprechens, der von ihnen verwendeten Sprache, abgebracht, sofern sie sich durch die Lektüre seines Sprachkritik versprechenden Buches beeinflussen lassen:

„Das diffuse Gefühl des Manipuliertwerdens, das die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter verspüren, ist insofern berechtigt, als dass diese sprachlichen Veränderungen, die durch Druck und Zwang der Geldgeber und der Leitungen über die Köpfe der Profis hinweg vorangetrieben werden, bei diesen unbewusste Wirkungen zeigen. Durch die neu implementierten Begriffe kommt es dazu, dass sich die Gedanken der Profis nach dem Modell von Benjamin Lee Whorf in einer neuen Linie aufreihen und so ein anderes Bild der sozialen Arbeit entsteht. Die ökonomisierte Sprache im Sozialbereich bildet eben genau die ökonomisierte soziale Arbeit ab und sonst nichts.“⁶⁹

In diesen Ausführungen zeigt sich, nebenbei bemerkt, auch die mechanistische Sicht Erlachs auf den Zusammenhang von Sprechen, Denken und Handeln, von dessen Dialektik er keinen Begriff hat.

Das alles endet zuletzt in einem moralisch empörten Appell: „Die soziale Arbeit wurde entwertet und ist nun, nach Einschätzung der Profis, der Mülleimer der Gesellschaft. Wenn die soziale Arbeit der Gesellschaft nicht mehr wert ist, dann finden die Profis es als Aktion reizvoll, sich zu weigern, den Wahnsinn zu entsorgen, sondern im Gegenteil, der Gesellschaft ihren Wahnsinn zurückzugeben. Wenn die

68 A.a.O., S. 192f.

69 A.a.O., S. 190.

soziale Arbeit anstelle der Integration der Betroffenen in die Gesellschaft lediglich deren Kontrolle und Verwaltung zum Ziel hat, dann wollen sich die Profis nicht zu Mitschuldigen machen lassen.“⁷⁰ Dass dieses Buch geschrieben werden konnte, ist kein Problem. Dass es seit seinem Erscheinen von vielen sich ideologie- und sprachkritisch verstehenden AkteurInnen in „der“ Sozialen Arbeit als grundlegend für die kritische Analyse der in ihr gesprochenen Sprache gelesen, zitiert und empfohlen wird, wirft ein Licht auf den gesellschaftskritisch-analytischen Mangel der gegenwärtig dominanten Sprachkritik, und das ist wirklich ein Problem, wenn man kritische Sprachkritik als Praxis kritischer Sozialer Arbeit auffasst.

Thomas Erlach hat die seiner „Forschung“ zugrunde liegenden Sichtweisen/Auffassungen nicht erfunden, sondern sie sich und anderen mit seinen „Forschungsergebnissen“ lediglich bestätigt, was an „Ökonomisierungskritik“ im Schwange und überall zu lesen war. Nicht zuletzt, wie bereits gesagt, ziehen sie sich durch die Aufrufe und Stellungnahmen der meisten Organisationen/Bündnisse, die zum Widerstand gegen die „Ökonomisierung der Sozialen Arbeit“ aufrufen. Sie bestimmen mithin auch das Nachdenken über Sprache und Sprechen und die Sprachkritik, die sich in der Markierung und Ablehnung der „betriebswirtschaftlichen Terminologie“ erschöpft.

Auch die aktuellste Veröffentlichung zur „Ökonomisierung“ geht bezogen auf Sprachkritik in „der“ Sozialen Arbeit über die hier kritisierten Auffassungen nicht hinaus. In dem Sammelband „Soziale Arbeit in der Ökonomisierungsfalle“⁷¹ werden von verschiedenen Autoren zwar kapitalismuskritische Analysen zu Sozialer Arbeit und Ökonomisierung vorgelegt, in ihnen spielen Sprache und Sprachkritik aber keine Rolle. Konrad Reinisch schreibt immerhin:

„Dass auch die Soziale Arbeit von den Ökonomisierungstendenzen betroffen ist, ist wenig überraschend, und diesen Zusammenhang herzustellen, ist keineswegs neu. Jedoch kann Soziale Arbeit nicht lediglich als ‚Opfer‘ gesellschaftlicher Umstände angesehen werden, zumal sich in der fachlichen Diskussion bereits in den 1990er Jahren Rufe nach einer stärkeren wirtschaftlichen Orientierung finden lassen. [...] Allerdings scheint es notwendig, dass die Anteile der Sozialen Arbeit an den skizzierten gesellschaftlichen Verhältnissen reflektiert werde.“

70 Ebenda.

71 Carsten Müller, Eric Mührel, Bernd Birgmeier, Hrsg., 2016, Soziale Arbeit in der Ökonomisierungsfalle?, Wiesbaden. Die einzelnen Beiträge dieses Buches verdienen sicher eine genauere Befassung, die hier aus Zeit- und Platzgründen nicht geleistet werden kann.

Angesichts dieser Feststellung verwundert es, wenn der Autor im nächsten Satz schreibt: „Die grundlegende These lautet daher, dass Soziale Arbeit Gefahr läuft, aktiv an der Ökonomisierung der Gesellschaft mitzuwirken.“⁷² Nur ein Beitrag beschäftigt sich mit Veränderungen der Sprache im Zeichen der Ökonomisierung.⁷³ Aber auch seine Autoren bleiben Gefangene des Ökonomisierungsparadigmas. Ein von ihnen ausgewähltes Zitat des Schriftstellers Ingo Schulze, aus dem sie in ihren Ausführungen leider keine analytischen Konsequenzen ziehen, trifft allerdings „den Nagel auf den Kopf“ und soll hier abschließend wiedergegeben werden.

„Die Ideologie besteht darin, die Fakten und Tatsachen so aussehen zu lassen, als handele es sich um etwas Gegebenes, naturgesetzlich Vorgefundenes, womit wir uns abzufinden, womit wir uns zu arrangieren haben. Dieser Sprachgebrauch lockt von den politischen, sozialen, ökonomischen und historischen Zusammenhängen und Fragen weg und führt in Gefilde, in denen es keine Infragestellung des Status quo gibt, in denen alle Zwänge, Sachzwänge sind und gegensätzliche Interessen nur an der Oberfläche existieren. Eine Sprache, die aus Geschichte Natur macht, eine Natur, die zu ändern nicht in unserer Macht steht, mit der wir uns zu arrangieren, an die wir uns zu gewöhnen haben.“⁷⁴

Manfred Kappeler, Schmidt-Ott-Str. 11 B, 12165 Berlin

E-Mail: drkappeler@arcor.de

72 A.a.O., S. 161.

73 Horst Börner und Fred Müller, „Wie wir denken, so sprechen wir – wie wir sprechen, so denken wir“, in: Müller et al., a.a.O., S. 131ff.

74 Ebenda.